

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 297 | Bydgoszcz / Bromberg, 30. Dezember | 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(25. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Edith trat über die Schwelle in das elegante Büro, in dem alle Lampen brannten. Er hatte sie nur bitten hören wollen.

„Nehmen Sie Platz", sagte Lombard und deutete auf einen breiten imitierten Chippendalesessel, dessen Kissen aus blauem Samt waren. Er selber lümmelte sich auf die Ecke seines Schreibtisches, nachlässig, elegant.

„Was führt Sie zu mir?" fragte er und zündete sich eine Zigarette an; er vergaß ihr auch eine anzubieten. „Ein Vertrag etwa, den ich für Sie aufsetzen soll? Leaton war ja damals so sehr begeistert!"

Edith wurde vor Zorn schneeweiß. Er jedoch hielt es für Erblassen.

Die Wut machte sie fast sprachlos. Sie öffnete die Lippen, aber sie konnte jetzt nicht sprechen.

„Ich hatte eigentlich gedacht, daß Sie früher kommen würden", sagte Lombard und genoß die Situation, die ihm sein Selbstbewußtsein wiedergab. Die Scharte, die sie ihm versetzt, war noch nicht vergessen. Ja, im stillen war er über sich selbst erbost, daß er Loscha angerufen und ihm mitgeteilt, daß sein Interesse an Edith Zylander absolut nicht groß sei, hatte er doch damit allzu deutlich eingestanden, daß er von ihr abgewiesen war.

„Früher oder später kommen sie alle wieder", fuhr er nachlässig fort, „früher oder später kriechen sie alle zu Kreuze. Also ich will Ihnen nicht länger böse sein, Edith. Sie scheinen in der Zwischenzeit ein bißchen klüger geworden zu sein, das ist gut. Jeder muß sich erst mal ein bißchen die Hörner abstoßen. Wir werden uns jetzt besser verstehen, nicht wahr?"

Er war seiner Sache sicher. Er war so überzeugt, daß er sie klein bekommen hatte.

„Mister Lombard . . ."

„Allan", verbesserte er. Sie sah hundeelend aus, aber sie war noch schöner geworden. Etwas Neues, Fremdes war an ihr, das er sich noch nicht zu erklären vermochte, er versuchte es auch gar nicht, denn dieses Neue und Fremde und Reizvolle war ja nur für ihn bestimmt.

„Mister Lombard", sagte Edith und ihre Stimme gewann an Klangstärke, „sollte Ihnen ein Mann mit Namen Michael Rauter bekannt sein?"

Es wurde nach diesen Worten sehr still zwischen ihnen. Sie sah, wie der Mann vor ihr blaß wurde, wie ein nervöses Zittern seine Hände überfiel. Er hatte eine ganze Minute gebraucht, um die Überraschung zu verarbeiten. Dann faßte sich Lombard.

„Rauter, Rauter . . .", sagte er in die Luft hinein.

„Ihre verstorbene Frau war Winni Rauter", sagte Edith, „Karl Rauters frühere Frau. Michael . . ." Ediths Stimme klang wie eine Glocke. Ein kleine zarte Glocke.

„Ach, der Verrückte, jawohl, ein trauriger Fall, völlig wahnsinnig."

„. . . Michael Rauter ist in Amerika."

Lombard starrte sie an. Sekundenlang schweigend, dann lachte er schrill.

„Was wollen Sie eigentlich von mir, Edith Zylander. Wollen Sie mich erpressen, was? Haben Sie wohl mal was läuten gehört und glauben es jetzt auf diese Weise erreichen zu können. Michael Rauter?! Der Fall ist längst erledigt! Sie haben sich einen Floh ins Ohr setzen lassen. Rauter sitzt sicher hinter Schloß und Riegel in einer Irrenanstalt." Wieder griff er nach Hut und Mantel, als ob er gehen wolle.

„Glauben Sie?" fragte Edith, öffnete ihre Tasche und reichte Lombard eine kleine Photographie, die sie in den letzten Tagen von Michael gemacht hatte. Lombard starrte auf dieses Bild. Seine Hände zitterten so stark, daß das Photo ihm entfiel. Plötzlich schrie er: „Das ist nicht wahr. Das ist nicht möglich. Das ist erlogen und erstunken. An der ganzen Geschichte stimmt kein Wort. Die Photographie ist gefälscht."

Lombard hatte ja Angst.

Edith starrte ihn an. Der Mann hatte Angst. Der Mann hate kein Format. Er war nicht einmal ein großer Verbrecher. Er war nichts als ein feiger, kleiner Lump, der die Konseauenzen scheute. Ein feiger, kleiner, schäbiger Lump, dem es gelungen war — vielleicht zu seiner eigenen Überraschung — durch einen Coup der große Lombard zu werden. Aber er war doch nicht der große Lombard, trotz allen Geldes, trotz seiner riesigen Position, trotz aller Mittel war er der feige, kleine, geduckte Mensch geblieben, als der er geboren war. Er hatte nur für eine Weile sich ein Kostüm angezogen, nun fürchtete er, dieses Kostüms beraubt, wieder nackt und bloß dazustehen, wie er immer im Leben gestanden hatte.

Edith fuhr sich über die Stirn.

Sie hatte gefürchtet, einem kalten, berechnenden Menschen gegenüberzustehen, einem Manne, der bereit war, sich und sein Leben mit allen Mitteln zu verteidigen, dessen kalter, nüchterner Kopf längst alle wahrscheinlichen Schwierigkeiten von Anfang bis zu Ende durchgedacht, einkalkuliert hatte und längst wußte, wie er sich in einem solchen Falle zu benehmen hatte. Sie hatte gefürchtet, einen Lombard zu sehen, der sie höhnisch lächelnd betrachten würde, der ihr sagen würde: „So, Michael Rauter ist frei; nun, soll er tun, was er will. Ich weiche nicht!" Und weiterhin hatte sie gefürchtet, daß sie ihn nie veranlassen können würde, fortzugehen, damit Michael ihn nicht treffen konnte, und daß, wenn er sich weigern würde, zu verschwinden, sie sich opfern müßte, mit ihm gehen müßte, um Michael zu retten und ein Zusammentreffen der beiden

Männer unmöglich zu machen. Und darum war sie gekommen, darum hatte sie Frank Dupont gebeten, ihr die Aufgabe zu überlassen, um wirklich alles, was in ihren Kräften stand, zu verhindern.

Plötzlich atmete sie auf. Selig, erlöst, von einer großen Last befreit. Sie brauchte sich nicht zu opfern.

Der Mann dort vor ihr hatte Angst.

Der Mann hatte Angst.

„Ich habe das Bild selbst aufgenommen", sagte Edith.

Lombard stürzte auf sie zu und schüttelte sie, sie an beiden Schultern packend, heftig hin und her. „Sie lügen, Sie lügen!" schrie er, als wolle er ihr und sich eine Tatsache suggerieren.

Michael Rauter ist Mister Miller, der Mann, der mich in Paris als Sekretärin engagierte, der mit uns gemeinsam auf der „Sherry Netherland" nach Amerika fuhr."

„Wahnsinn! Sie sind verrückt! Das war nicht Rauter. Ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen . . . Rauter sitzt in einer Irrenanstalt. Der Mann, der sich für ihn ausgibt, muß wahnsinnig sein oder irgend ein Verbrecher."

„Pierre Duval gestand auf dem Totenbett seinem Nachfolger, von Ihnen bestochen worden zu sein und ein falsches Gutachten abgegeben zu haben."

„Meine Detektive . . .", sagte Lombard. „Aus sicherer Quelle weiß ich, daß Rauter nach wie vor . . ."

„Dann haben Ihre Mittelsmänner gelogen."

„Ich werde ihn festnehmen lassen!" schrie Lombard. „Sofort. Ich werde die Polizei benachrichtigen, daß ein Wahnsinniger frei in den Staaten herumläuft."

„Michael Rauters Gesundheitszustand ist von einem Arzt, von Richard Ammersfort, der eine Kapazität sein dürfte, untersucht und für völlig normal erklärt worden."

Lombard tobte. Er packte die Schreibmappe und schleuderte sie zu Boden, er packte die Lampe, klirrend zerbrach die Birne. Hunderte von kleinen Glasteilchen flogen durch die Luft.

„Trotzdem werde ich ihn festnehmen lassen."

„Das wird nicht so leicht sein. Aussage wird gegen Aussage stehen, höchstens, daß man Michael einen Tag lang festhalten würde."

„Ich werde ihn beobachten lassen, es wird ihm nicht gelingen, mir nahe zu kommen."

„Das ist Ihre Sache."

„Ich werde mir eine Leibwache nehmen. Ich werde es ihm unmöglich machen."

„Das interessiert mich nicht", sagte Edith und stand auf. „Sie können tun und lassen, was Sie wollen. Lassen Sie Michael beobachten, lassen Sie sich beschützen, das geht mich nichts an. Ich wollte Sie nur warnen, das habe ich hiermit getan."

Sie war so müde auf einmal — und doch war sie glücklich. Ihre Pflicht war getan. Lombard hatte Angst. Er würde alles tun, um ein Zusammentreffen mit Michael zu verhindern. Sie brauchte sich nicht mehr zu sorgen.

Sie durchquerte das Zimmer, ging auf die Türe zu, um sie zu öffnen und fortzugehen. Lombard war schneller als sie. Er stürzte an ihr vorbei, drehte den Schlüssel im Schloß herum und hielt sie fest. Sein Atem flog.

„Edith", sagte er, „ich tue alles für Sie. Alles! Ich rufe sofort Loscha an, aber sagen Sie mir, daß Sie gelogen haben, daß es nur ein Versuch war, mich zu erpressen. Ich will Ihnen verzeihen, ich kann es verstehen, ich will alles für Sie tun, was in meinen Kräften steht."

„Ich habe die Wahrheit gesagt", entgegnete Edith, „lassen Sie mich los. Lassen Sie mich gehen."

„Wo ist Rauter jetzt?" keuchte er. „Sagen Sie mir, wo Rauter ist?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie müssen reden! Sie müssen es mir sagen!"

„Warum?" fragte sie. „Warum eigentlich? Sie interessieren mich nicht, Mister Lombard. Wovor haben Sie eigentlich Angst?"

„Er hat schon einmal den Versuch gemacht, mich zu erschießen. Ich sage Ihnen, er ist wahnsinnig. Jeder normale Mensch muß vor einem Irrsinnigen Angst haben. Er hat schon einmal auf mich geschossen."

Er riß die Jacke ab, sein Hemd auf und deutete auf seine Schulter.

„Er hätte auch auf der „Sherry Netherland" auf Sie geschossen, wenn ich nicht zufällig in der Schußlinie gestanden hätte."

„Wo ist Rauter?"

„Ich habe Ihnen schon einmal unbewußt das Leben gerettet, Lombard, heute tue ich es zum zweiten Male, aber bewußt, weil ich nicht will, daß Rauter Sie erschießt."

„Sie, Sie wollen es nicht?" Er lachte wieder. Es klang unheimlich. „Und warum nicht?" fragte er plötzlich ganz ruhig. „Sollten Sie mich etwa lieben?"

„Im Gegenteil", sagte Edith ruhig, „von mir aus könnte jeder, der nur wollte, Sie niederknallen und eine Kugel ist noch zu gut für Sie, nur soll es nicht gerade Michael sein. Nur er soll sich nicht Ihretwegen ins Unglück stürzen."

Sie sahen sich an. Sie waren wilde und erbarmungslose Feinde.

„Michael kommt spätestens Freitag morgen in Newyork an", sagte Edgith plötzlich.

Lombard fuhr zusammen. „Warum sagen Sie mir es doch noch?"

„Weil ich Michael liebe und weil ich unter allen Umständen verhindern möchte, daß er Sie findet. Und jetzt, bitte, schließen Sie die Tür auf und lassen Sie mich gehen."

Und ohne ein weiteres Wort erfüllte Lombard den Befehl. Hinter Edith aber verschloß er die Türe sofort wieder, ja er rüttelte sogar an der Klinke, um sich zu überzeugen, daß nun niemand ohne weiteres in sein Office eindringen konnte. Edith ging, zurück blieb Lombard. Er fiel in den Sessel, in dem Edith gesessen. Vor seinen Augen flirrte es. Sein Herz ging in großen, unregelmäßigen, schnellen Schlägen. Er wurde auf einmal wieder ruhig und gelassen. Irrsinn, alles hirnverbrannter Blödsinn, aber das Mädchen hatte nichts von ihm gewollt, nichts, außer ihn warnen.

Eine Diele knackte Der Mann im Stuhl fuhr zusammen. Seine Nerven rissen. Er raste aus seinem Büro an der erstaunten Telephonistin vorbei auf die Straße. Luft, Luft, Luft. Nur Luft haben! Menschen! Nur nicht allein sein! Nur nicht gefunden werden! Er fuhr nicht nach Hause. Er telephonierte nicht einmal ab. Er fuhr in ein Hotel. Dort meldete er Paris an. Seinen Mittelsmann. Der Mann gestand, daß alles wahr sei daß er Angst gehabt habe, seine gute, einträgliche Stellung zu verlieren, wenn er Lombard benachrichtigte. Lombard fluchte. Er verließ das Hotel und nahm sich in einem anderen ein Zimmer für die Nacht. Freitag morgen. Heute war Donnerstag abend.

Er telephonierte an ein ihm wohlbekanntes Detektivbüro, gab Rauters Beschreibung, wie er ihn von damals in Erinnerung hatte. Dann, wie er ihn zuletzt gesehen: einen etwas komischen Mann von unbestimmbarem Alter, mit einem langen blonden Bart und dunklen Augengläsern und zuletzt, wie er auf der Photographie aussah: gesund und jung, glattrasiert. Alle verfügbaren Kräfte sollten ihn beobachten und von jedem Schritt Nachricht erstatten. Wohin? In sein Büro natürlich. Er bestellte sich eine Leibwache. Vier Mann vor sein Haus, große starke Kerle, zwei Mann in sein Büro, zwei sollten sofort ins Hotel kommen.

Es war längst Mitternacht, als er sich schließlich auskleidete und zu Bett ging. Aber er konnte nicht schlafen, Bilder stiegen vor ihm auf, kleine, langvergessene Szenen, jagten ihn, quälten ihn, immer wieder sah er Rauter, wie er damals im Hotel in Paris aufgetaucht war, die Waffe in Anschlag gebracht hatte.

Er nahm schließlich ein Schlafmittel ein und wurde ruhiger.

Was hatte er zu befürchten? Newyork war keine Stadt mehr, in der Gangster ihr Unwesen trieben; früher ja, zur Zeit der Prohibition, wo sie alle Mittel zur Macht besaßen. Er würde Rauter beobachten lassen, die Wache würde ihn schützen . . . aber er würde nie mehr sein Leben, seine Ruhe genießen können. Er würde immer auf der Hut sein müssen, immer in Gefahr sein, immer Rauter

auf den Fersen haben, einen irrsinnigen Todesengel. Er überlegte, vielleicht konnte man sich mit Rauter einigen. Vielleicht konnte man sich mit ihm vergleichen, konnte ihm Anteile zurückgeben, konnte friedlich nebeneinander leben. Er würde nicht mehr der große Lombard sein, unumschränkter Herrscher, er würde mit Rauter teilen müssen. Aber würde Rauter auch teilen wollen? Nie! Nie! Er wußte es plötzlich.

Ein Mann wie Michael Rauter teilte nicht, der vernichtete sich lieber selber, als nachzugeben. Und wenn er ihm alles zurückerstattete? Nichts von dem großen Vermögen war in den letzten Jahren verlorengegangen. Ja, er konnte alles zurückgeben . . . und würde wieder ein Nichts, ein kleiner Niemand sein, unbekannt, lächerlich . . . ohne jede Chance, noch einmal hochzukommen. Wäre es zu ertragen? Lombard wußte es nicht, alles was sein Instinkt ihm sagte, war, daß es Michael nicht allein auf Geld und Gut ankam, denn sein Pflichtteil war groß genug, um ihn unabhängig zu machen. Michael kam es darauf an, fünf Jahre seines Lebens, die ihm keine Millionen der Welt wieder ersetzen konnten, zu rächen.

Mitten in der Nacht stand Lombard auf, schweißgebadet, am ganzen Körper fliegend. In wenigen Stunden würde Rauter in Newyork sein! Lombard stürzte zu seinem Wagen. Er floh, er wußte nicht, warum er floh, es trieb ihn. Er war wahnsinnig vor Angst. Er floh wie ein Verbrecher, in Nacht und Nebel und mit einem zweiten Nummernschild auf dem richtigen.

Er sauste über die Straßen, er wußte nicht, welche Richtung er nahm. Er hatte die Leibwache im Hotel gelassen. Plötzlich traute er niemand mehr. Sie konnten von Rauter bestochen sein. Alles konnte eine Falle sein! Alles ihm zum Verbrechen sein! Warum floh er? Warum erschoß er sich nicht, um wenigstens nicht mehr Angst zu haben, dieses entsetzliche Gefühl, verfolgt, gejagt zu werden? Hing er denn an einem Leben, das kein Leben mehr war? Warum machte er nicht selbst mit sich Schluß, anstatt daß der andere ihn eines Tages, früher oder später, erledigte??? Er mußte sich verbergen, irgendwo, wo ihn niemand finden konnte. Dort wo er Ruhe haben würde, nur ein paar Tage Ruhe, in denen er sich alles überlegen konnte, auf neue Mittel sinnen konnte. Er würde schon einen Weg finden, Rauter unschädlich zu machen, um nicht selbst zu stürzen.

(Fortsetzung folgt.)

Teils mit Kälte, teils mit Wärme.

Wie man Frostschäden behandeln soll . . .

Von Dr. Peter Hiron.

Soll man Frostschäden mit der Anwendung von Wärme oder von Kälte behandeln? — Diese Frage scheint müßig; da aber noch immer Unklarheit besteht über die Mittel zur Behebung der Frostschäden, sei ihre Anwendung hier kurz erläutert. — Wärme sowohl wie Kälte tut ihre Dienste, je nach der Ursache der vorhandenen Erfrierung. Es kommt darauf an, ob es sich um eine akute Frosteinwirkung handelt oder um einen chronischen Frostschaden.

Zuerst das Bild der akuten Frosteinwirkung: Wenn ein Mensch aus der armen Stube in die Kälte hinaustritt, so wird er im allgemeinen ein wenig blaß, eine Tatsache, die dadurch ihre Erklärung findet, daß sich die Blutgefäße der Haut zusammenziehen. Das müssen sie tun, damit unser Körper keine zu starke Abkühlung erleidet. Man darf ja nicht vergessen, daß im Innern unseres Körpers eine Temperatur von etwa 37 Grad Celsius herrscht, während draußen das Thermometer z. B. eine Temperatur von minus 10 Grad anzeigt. Das ist ein recht erheblicher Unterschied, und man kann sich vorstellen, daß es sehr bald zu einer Unterkühlung des Körpers käme, wenn das Blut sozusagen in breiten Strömen — durch weite Blutgefäße — in den oberflächlichsten Schichten der Haut fließen und sich so der Abkühlung gut aussetzen würde.

Die Zeit

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karawanserei,
Wir sind die Pilger drin.
Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Sonnenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.
Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

Gottfried Keller

Damit das nicht geschieht, werden also bei niedriger Außentemperatur die Blutgefäße der Haut reflexartig eng. Wenn nun aber die Einwirkung der Kälte zu stark ist oder zu lange dauert, so besteht die Gefahr, daß die Kraft der kleinen Muskelfasern, die die Blutgefäße eng machen, sozusagen überspannt wird. Das hätte zum Erfolg, daß die Verengung plötzlich aufgegeben wird und — wie zu erwarten ist — einer besonders starken Erweiterung Platz macht. Nach außen hin verrät sich dieses Ereignis durch eine plötzliche Rötung des Gesichts — besonders der Nase oder der Ohren oder der Gegend über den Wangenknochen —, und wenn solches eintritt, ist der Augenblick zum aktiven Vorgehen gegen den nun möglichen Frostschaden gegeben. Denn bleibt dieser Zustand der „Blutgefäßlähmung" durch Frosteinwirkung längere Zeit bestehen, so können dauernde Schädigungen der betreffenden Hautpartie die Folge sein. Hier darf ausschließlich Kälte — aber eben Kälte in bestimmter Form — Anwendung finden. Würde man auf eine solche Hautstelle plötzlich einen heißen Aufschlag machen, so könnte das möglicherweise zu kleinen Einrissen in den Wänden der feinen Blutgefäße der Haut (die ja durch die Frosteinwirkung gelähmt sind) führen und damit zu noch größerem Schaden. Also Kälteanwendung, und zwar, indem man nämlich die betroffene Hautstelle mit Schnee einreibt und durch das Reiben eine ganz langsame Erwärmung und damit eine Rückkehr der normalen Funktion der Blutgefäßwände hervorruft. Und das, was für die einzelne Hautstelle gilt, hat auch für den ganzen Menschen, der dem Erfrieren nahe war Gültigkeit; auch einen solchen Menschen darf man nicht etwa in eine Badewanne mit heißem Wasser stecken. Auch hier muß man durch Lagerung in einem kältegeschützten Raum und Umhüllung mit wollenen Decken für eine langsame Erwärmung sorgen, und auch hier bewähren sich für einzelne Körperteile solche Einreibungen.

Bei den chronischen Frostschäden heißt die Forderung: Wärmeanwendung. Die Frostbeule stellt z. B. ein Gebilde dar, das etwa einem chronischen Entzündungsherd gleicht, mit einer — im Mikroskop sichtbaren — Vermehrung des sogenannten Bindegewebes, wodurch die Festigkeit der „Beule" bedingt ist. Und in solch einer Frostbeule kann man bei näherer Untersuchung auch feststellen, daß die Blutgefäße erweitert sind und daß sich in ihnen das Blut staut, wodurch übrigens die blaurote Farbe und auch das gelegentliche Kribbelgefühl (wie z. B. in einem „eingeschlafenen" Fuß, in dem ja auch eine Blutstauung die Ursache des Kribbelns ist) bedingt sind. Bei der Behandlung einer solchen Frostbeule kommt alles darauf an, die Blutzirkulation in dem betroffenen Hautabschnitt zu beschleunigen, und dazu dient die Wärmezuwendung z. B. in Form von warmen Bädern oder von sogenannten wechselwarmen Bädern, und dazu dient

ferner das nicht zu starke Massieren des betroffenen Gewebes (eventuell mit Kampferfalbe) und das gelegentliche Einstreichen der Haut mit Jodtinktur usw.; Maßnahmen übrigens, die möglichst schon vor Beginn des nächsten Frostes einsetzen sollten. Natürlich kann es hier, wie überall Komplikationen geben in Form von kleinen Geschwürsbildungen an Frostbeulen usw., die unbedingt einer möglichst schnell einsetzenden ärztlichen Behandlung bedürfen.

Großflugzeug spurlos verschwunden!

Wie erinnerlich, hat am 1. Oktober d. J. auf dem Fluge von Frankfurt nach Mailand das dreimotorige deutsche Verkehrsflugzeug Ju 52 D AVFB „von Beaulieu“ sein Ziel nicht erreicht. Es muß als verloren, seine Insassen als getötet angesehen werden. Trotz eifrigster Suche, an der insbesondere schweizerische Flieger und die Bevölkerung Graubündens und des Tessins beteiligt waren, konnte die Maschine bisher nicht gefunden werden. Die Deutsche Lufthansa hat, nachdem für die Auffindung des Flugzeuges eine Belohnung von 1000 Reichsmark ausgesetzt worden war, nun unter dem Titel „Helft alle mit! ein Flugblatt ausgegeben, in dem es unter anderem heißt:

„Großflugzeug vermißt! Das dreimotorige deutsche Verkehrsflugzeug Junkers Ju 52 D-AVFB „von Beaulieu“, das am 1. Oktober 1938 um 12,25 Uhr Frankfurt a. M. in Richtung Mailand verlassen und sein Ziel nicht erreicht hat, ist bis heute — trotz Einsatz aller menschlichen und technischen Möglichkeiten — noch nicht aufgefunden worden. Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß es im Alpengebiet verunglückt ist.

Verwechslungen mit Hörgeräuschen von Flugzeugen vor oder nach dem 1. Oktober verwischten die schwachen Anhaltspunkte noch mehr. Trotzdem wurde die Suche, unter Benützung eingehend geprüfter Zusammenhänge zwischen Funkverkehr und Bodenbeobachtungen drei Wochen hindurch gründlichst durchgeführt: Italienische, Schweizer und deutsche Militär- und Zivilflugzeuge erkundeten in kameradschaftlicher Selbstverständlichkeit das gesamte Gebiet im Viereck Zürich — Innsbruck — Gardasee — Lago Maggiore. In den Tälern der drei Staaten waren alle amtliche Stellen aufgeboten, sich zusammen mit der Bevölkerung an der Suche zu beteiligen.

Es ergeht nochmals der Aufruf nach Sammlung von Nachrichten, auch aus Gebieten östlich des abgesuchten Alpenraumes, also östlich der Linie Innsbruck—Trient. Dorthin weist zwar nur eine einzige Meldung! Die Zeit des Unfalls liegt Wochen zurück, aber vielleicht gibt der Umstand, daß es ein Samstag, der erste Tag eines Monats und Schlechtwettertag war, dem Gedächtnis Anhaltspunkte. Die Belohnung von 1000 Reichsmark für das Auffinden des vermißten Flugzeuges bleibt bestehen. Wenn das Flugzeug auch zertrümmert sein wird, können doch Einzelteile wie Flächen, Rumpfende mit rotem Seitensteuer und Hakenkreuz im weißen Kreis, Anhaltspunkte für die Auffindung geben. Berühren der Trümmer ist gefährlich! Beobachtungen sofort einer amtlichen Stelle melden, damit sachverständige Kommission die wichtigen Untersuchungen einleiten kann.

Helft alle mit! Deutsche Lufthansa (München-Flughafen), Fernsprecher 6492.“

Weihnachtssitte im alten Sibirien.

Eine schöne Art, Liebe zu spenden und denen Freude zu bereiten, die abseits vom Wege stehen, gab es — so wird den „Berl. Tagebl.“ erzählt — in früheren Jahren in vielen Häusern Sibiriens.

In ihnen war am Heiligen Abend, dicht am Fenster ein Tisch aufgebaut, der mit einem weißen Tuch bedeckt war, von dem aus eine brennende Lampe durch die Scheiben weit hinaus in die schneebedeckte Landschaft strahlte. Alles, was an Speisen und Getränken zur Weihnachtszeit begehrt und beliebt war, war auf diesem Tisch zu finden. In einem anderen Zimmer saß die Familie beisammen und feierte in altgewohnter Weise das Fest, ohne sich darum zu kümmern, was nebenan um den Tisch herum vor sich ging.

Da geschah es wohl, daß vorsichtig und zaghaft die unverschlossen gelassene Tür geöffnet wurde und langsam jemand über die Schwelle trat — ein Mann oder eine Frau, jung oder alt —, sich an Speis' und Trank erlabte, und nachdem er sich ausgeruht hatte, mit einem dankbaren Blick auf die Bewohner des Hauses, die hinter der verschlossenen Tür zum Nebenzimmer saßen, stumm wieder hinausschlich.

Das war die Weihnachtsspende für jene, die man nicht sehen sollte und durfte, für die Flüchtlinge, die ihre Ketten gesprengt hatten und nun der Freiheit zustrebten: eine Gabe, wie sie weihnachtlicher nicht gedacht werden kann.



Lustige Ecke



Darf erst am Heiligabend geöffnet werden!



„Geben Sie mir einen Fuffziger, meine Dame, dann verrate ich Ihnen, was drin ist!

*



„Gewiß ist es eine Versündigung — einmal muß ihm doch aber beigebracht werden, daß wir nicht mehr Kinder sind!“

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.